

ÜBERSETZEN UND ÜBERSETZTWERDEN

FURUI Yoshikichi

Lassen Sie mich von meinem Lebensweg als Übersetzer berichten.

Im Jahre 1965 übersetzte ich Nietzsches *Die Geburt der Tragödie*. Diese Arbeit stellte die erste in meiner Übersetzertätigkeit dar, wurde jedoch nie veröffentlicht. Das Manuskript wird wohl auch jetzt noch in irgendeinem Winkel meiner Bibliothek schlummern. Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern, wie die Übersetzung war.

Im darauffolgenden Jahr (1966) übersetzte ich Hermann Brochs „Bergroman“ *Der Versucher*. Ein volles Jahr dauerte die Übersetzung. Nein, innerhalb eines Jahres konnte ich sie zu Ende bringen. Abend für Abend rang ich mit den ach so langen Sätzen Hermann Brochs. In erster Linie geriet durch diese Arbeit mein Japanisch in eine Krise. Um Brochs Sätze aufnehmen zu können, mußte ich mein Japanisch in seiner Tragfähigkeit bis zum Äußersten, ja fast bis zum Zusammenbruch belasten.

Noch jetzt habe ich nicht die Verzweigung vergessen, die sich einstellte, als ich mit der Übersetzung begann. Einen ganzen Tag brauchte ich für die Übersetzung der ersten Seite. Glücklicherweise wurde diese Übersetzung im April des folgenden Jahres veröffentlicht.

Man sagt im Japanischen: Ein Unglück kommt selten allein. Nein, nein – ein Übersetzer muß sich glücklich schätzen, wenn er mit einer schwierigen Übersetzung gesegnet wird. Deshalb wäre es wohl besser zu sagen: Auf ein Glück folgt das nächste. Ein Jahr nach der Veröffentlichung von Brochs „Bergroman“, im Januar 1968, wurde ich vom gleichen Verlag mit der Übersetzung von Robert Musils beiden unter dem Titel *Vereinigungen* zusammengefaßten Erzählungen „Die Vollendung der Liebe“ und „Die Versuchung der stillen Veronika“ beauftragt. Mit diesen zwei Erzählungen hatte ich mich sehr intensiv beschäftigt. Aber ich zögerte. Es schien mir unmöglich, diese Texte ins Japanische zu übertragen.

Letztendlich nahm ich den Auftrag doch an. Man sagt im Japanischen auch: Gib dir jemand Gift, dann nimm auch den Giffteller. Das Sprichwort will sagen: Wenn dir jemand eine schwierige Aufgabe übertragen hat, dann führe sie bis zum „bitteren“ Ende – auch wenn du jenen Mut der Verzweigung aufbringen muß, der an Tollheit grenzt.

Es liegt mir fern, Broch als Gift zu bezeichnen, geschweige denn Musil als einen Giffteller.

Im nachhinein stelle ich mir aber die Frage, ob ich zu der Zeit, als ich mich zur Übersetzung dieser zwei Erzählungen von Musil entschlossen hatte, noch ausschließlich Germanist war. Oder war ich schon ein wenig Schriftsteller? Es scheint mir jetzt so, daß ich damals, meine Fähigkeiten im Deutschen und Japanischen überdenkend, den Übersetzungsauftrag dankend abgelehnt hätte, wenn ich noch ausschließlich Germanist gewesen wäre. Wo nun dieses in seiner Ausdrucksweise so komplizierte Manuskript vor mir lag, ergriff mich auf jeden Fall der Wunsch, die Möglichkeiten des Japanischen zu erproben. Es war im wahrsten Sinne des Wortes „eine Versuchung“.

Die Übersetzung der beiden Erzählungen Musils dauerte vier Monate. Vier Monate, die von Eifer und Fleiß geprägt waren. Da ich nun schon lange nicht mehr im Lehramt bin, kann ich es laut sagen: Mein Eifer war von solcher Intensität, daß ich beinahe meine Lehrverpflichtungen an der Universität vergessen hätte. Seien Sie ganz beruhigt! Ich habe wegen dieser Übersetzung kein einziges Mal eine Vorlesung ausfallen lassen.

Für mein Japanisch bedeuteten diese vier Monate jedoch eine unentwegte Krise. Auch die Sätze Musils sind oft lang. Darunter gibt es solche, die je nach der Form der Nebensätze verschiedene Schichten und feinste Bedeutungsnuancen in sich bergen. Da ist die Schicht der Entwirklichung. Da ist die Schicht der Vernichtung. Vielleicht ist es angebrachter, nicht von Schicht, sondern, im Hinblick auf die Ausdehnung, von Horizont zu sprechen. Ein Satz wird, von einer Wirklichkeit ausgehend, aufgestellt, betritt dann einen fremden Horizont und geht von dort zu einem weiteren fremden Horizont über. Nachdem der Satz wiederholt solche Übergänge durchlaufen hat, wendet er sich, auf einen Höhepunkt hinweisend, zum Abstieg und landet in einer Wirklichkeit. Natürlich ist der Sachverhalt nicht so einfach. Eine genaue Analyse ist für mich, der ich nun kein Musil-Forscher mehr bin, nicht durchführbar.

In meiner Rolle als Übersetzer überlegte ich mir, ob das, was jedesmal diese zarte Bewegung der Wörter herbeiführt und den komplizierten und stets gefährdeten Aufbau der Wörter stützt, nicht etwas Lyrisch-Musikalisches, also jedesmal eine Melodie ist. Das Tragen schwerer Bausteine von dort nach hier – diesem Transport entspricht eine Übersetzung. Allerdings spürt der Übersetzer manchmal bei einem Text, daß er dessen Übersetzung gleichsam distanziert, indem er sich vom anderen Ufer fernhält, auf der hiesigen Uferseite entstehen lassen muß. Als Vermittler fungiert dabei etwas Musikalisches. Deshalb ist es natürlich wichtig, den Text zu lesen, jedoch sollte man ihm erst einmal zuhören. Und wurde der Text hörbar, dann muß vor dem Ergreifen der Übersetzerfeder versucht

werden, ein wenig mit ihm mitzusingen. Oder es muß auf der Flöte eine kleine Weise gespielt werden, um mit ihr die Übersetzung hervorzulocken.

Ein Übersetzer ist kein indischer Schlangenbeschwörer.

Sobald aber ein Übersetzer anfängt, sich mit einer Übersetzung zu beschäftigen, blickt er notwendigerweise unverwandt auf den Text. Die Struktur des Textes wird sichtbar. Allein, er ist durch das ständige Anstarren des Textes nicht mehr in der Lage, dessen Musik zu vernehmen. Ebenso scheitert sein Versuch, die Übersetzung mit einer Flöte hervorzulocken, da er irgendwann unmusikalisch geworden ist. Diagnostiziert werden kann ein akutes Versagen des Hörvermögens. Unter diesen Umständen entsteht nicht eine einzige Zeile in der Muttersprache.

„Die heilige Schlange“ ist nicht bereit, ihren Kopf aus dem Korb zu heben.

Leider gab es für mich in solch einer Situation kein bestimmtes Rezept, das mir einen Ausweg aus dem Dilemma verschafft hätte. Ich entfernte mich von meinem Schreibtisch und schaute die Bäume im Freien an. Nach einer Weile konnte ich das Flüstern der Blätter vernehmen. Daraufhin kehrte ich an den Schreibtisch zurück. Immer noch von Kraftlosigkeit übermannt, fing jedoch plötzlich meine Feder an, sich zu bewegen, und ich übersetzte die Stelle, an der ich bisher gescheitert war. Eine wunderbare Begebenheit. Stimuliert durch das Musikalische des Originaltextes war auch in mir etwas Musikalisches gewachsen, das den Übersetzungstext ans Licht führte. Allerdings wollte ich nicht den Charakter dieser und jener Melodie sofort andersartig gestalten, vielmehr ging es mir darum, Melodien ihrer Abkunft entsprechend unterschiedlich auszudrücken. Wahrscheinlich wurde ich beim Übersetzen von Musil in den Ton der Schriften der japanischen Klassik von der Nara- und Heian-Zeit bis zum Mittelalter getragen. Wie so etwas möglich ist, verstand ich weder damals noch heute.

Nachdem ich die Übersetzung der beiden höchst schwierigen Erzählungen Musils doch noch irgendwie abgeschlossen hatte, fühlte ich mich erleichtert. Die Arbeit hatte allerdings dazu geführt, daß mir das Japanischschreiben nicht mehr gut gelang. Es wollte mir einfach nichts mehr von der Hand gehen. Hatte ich dann endlich einen Text geschrieben, vermißte ich an ihm die Natürlichkeit und Flüssigkeit meiner früheren Texte. Auch das Lesen deutscher Texte verlernte ich. Stieß ich bei meiner Lektüre auf einen aussagekräftigen Text, dann sann ich darüber nach, wie man ihn wohl übersetzen könne, obwohl mich niemand darum gebeten

hatte. Auf diese Weise kommt man mit dem Lesen nicht voran und ist letztendlich ganz verwirrt.

Zwei Jahre später hatte ich mich vom Lehramt an der Universität schon völlig losgesagt und war Berufsschriftsteller geworden.

Ich denke, daß die Übersetzung der zwei Erzählungen Musils für mich als Germanisten ein Fluß war, den es zu überqueren galt. Die Stromschnellen mit ihrem tückischen Sog hatte ich mit aller Kraft überwunden – als Germanist. Als ich endlich am gegenüberliegenden Ufer anlangte, war ich zwar auch noch Germanist und hegte den Wunsch, mich von nun an intensiv mit Meister Eckhart zu beschäftigen. Irgendwie muß ich mich aber im Anlegeplatz geirrt haben; und indem ich eine Weile vor mich hinging, war ich irgendwann auf den Weg des Schriftstellers geraten.

Nicht auszuschließen ist allerdings auch, daß sich schon seit der Überquerung der Musilschen „Stromschnellen“ ein schweres Kind an meinen Rücken geklammert hatte.

Zu einem Zeitpunkt, als ich diesen Weg weiterverfolgte und schon nicht mehr zum ursprünglichen Flußufer zurückkehren konnte, betrachtete ich diese Übersetzung Musils als den letzten Dienst in meiner Germanistenlaufbahn. Indessen befand ich mich als japanischer Schriftsteller in einer ungünstigen Lage. Als Nachwirkung der langwierigen und mühseligen Beschäftigung mit den Übersetzungen war mein Japanisch nun überspannt. Ich hatte mir einen Stil angeeignet, der sich Musils Satzbau angleichen konnte. Der Stil ruft unwillkürlich den Inhalt herbei. Folglich tadelten die Leute meine Romane als schwer verständlich.

Während der Übersetzungsarbeiten hatte ich auf japanisch niedergeschrieben, was ich vorher auf deutsch gelesen hatte. Des öfteren streifte ich dabei neutrales Gebiet, das weder dem Deutschen noch dem Japanischen unterlag. Es geschah auch, daß ich dort verweilte, wenn auch nur für eine kurze Zeit. Bisweilen hatte ich vor lauter Verlegenheit sogar meine Ausdruckskraft als Übersetzer daraus geschöpft. Diese Gewohnheit blieb auch erhalten, als ich später auf japanisch Romane schrieb. Was schöpft jedoch ein Schriftsteller aus solch einem abstrakten, fast entwirklichten und unrealisierbaren Sprachraum? Verweilt man an so einem Ort, dann ist man als Schriftsteller in Gefahr, seiner Intuitions- und Ausdrucksfähigkeit verlustig zu gehen, wohingegen beim Übersetzen der Text nicht entfliehen kann.

Ferner vermied ich, so gut es ging, deutsche Bücher zu lesen, da mit dem Lesen zwangsläufig auch das Auftauchen des Übersetzers verbunden war. Das Lesen war eine Qual. Noch qualvoller aber war es, im Anschluß daran etwas auf japanisch zu schreiben.

Dennoch sagte mir ein befreundeter Schriftsteller: „Du schreibst, als würdest du übersetzen.“ „Genauso ist es. Mein Ideal als Schriftsteller ist es, wie ein Übersetzer zu schreiben“, schrie etwas in meinen Innern. Und dann klagte es leise: „Allerdings gibt es beim Romaneschreiben keine Textvorlage.“

Nachdem ich Schriftsteller geworden war, verstrichen zehn Jahre, bis ich endlich wieder ein paar deutsche Bücher lesen konnte. Du brauchst das nicht zu übersetzen. Darüber mußt du keine Abhandlung schreiben. – Diese Zwangsvorstellungen waren verschwunden. Was für ein unbeschreibliches Glück!

Ich befand mich im zwanzigsten Jahr nach dem Abschluß meines „Übersetzerdienstes“, doch waren mir die zwei Erzählungen Musils inzwischen vorausgeeilt und warteten auf mich. Der Herausgeber eines Taschenbuchverlages sagte mir, daß er die beiden Erzählungen in einer seiner Reihen herausgeben wolle. Bestürzt antwortete ich ihm: „Warten Sie! So kann die Übersetzung nicht in Druck.“ So bat ich ihn doch tatsächlich selbst um eine Überarbeitung der Übersetzung! Und das, nachdem ich sie zwanzig Jahre lang – wenn auch nur einem beschränkten Leserkreis – vorgesetzt hatte! Wahrscheinlich ging es mir um mein in zwanzig Jahren erworbenes Ansehen als Schriftsteller.

Es wurde ein Kampf mit „jungen Leuten“, denn ich war inzwischen schon fünfzig Jahre alt. Der „ursprüngliche Übersetzer“ dagegen war 31 Jahre alt, ebenso wie der Autor zur Zeit der Veröffentlichung der Erzählungen 31 Jahre alt war. Diese zwei waren im Hinblick auf die Erzählungen immer noch jung. Nur ich war alt geworden. Ferner besaß ich Selbstvertrauen durch meine Karriere als Schriftsteller. „Hier muß man so und so schreiben.“ – Dies sagte ich natürlich nicht dem Autor der Erzählungen, aber es war äußerst angenehm, es dem ursprünglichen Übersetzer beizubringen, gelegentlich über ihn zu lachen und gnadenlos den Korrekturstift zu zücken. Überlegenheit besaß mein gegenwärtiges Ich im Hinblick auf die Erfahrung, wohingegen der junge „ursprüngliche Übersetzer“ mich mit seiner Stärke und Schärfe der Sinneswahrnehmungen oftmals in den Schatten stellte. Ich korrigierte die alte Übersetzung. Als ich danach die Korrektur sorgfältig durchlas, mußte ich feststellen, daß es nicht selten Stellen gab, an denen die alte Übersetzung bei weitem besser war – wohl oder übel mußte ich nachgeben.

Indem die Überarbeitung der Übersetzung fortschritt, ergriff mich Fünfzigjährigen erneut die Leidenschaft des Übersetzens. Sie war kein bißchen anders als vor zwanzig Jahren. Doch, sie war noch heftiger. Denn es blieb nicht bei einer Leidenschaft fürs Übersetzen, vielmehr schien hier beim Übersetzen eine andere, umfassendere Leidenschaft zutage zu treten: jene, mit der seit der Modernisierung des Landes und der Sprachre-

form vor hundert Jahren auf einem dornenreichen Weg nach einer Erneuerung und – auch wenn dies auf den ersten Blick widersprüchlich klingen mag – gleichzeitig einer Wiederherstellung der krisengeschüttelten japanischen Sprache gesucht wird. Wiederherstellung benutze ich hier in der Bedeutung „zum Ursprung zurückkehren“. Die Definition des „Ursprungs“ allerdings ist schwierig.

Letztendlich fiel die Überarbeitung der Übersetzung umfangreich aus. Im Dezember 1987 wurden die zwei Erzählungen dann veröffentlicht. Die Arbeit hatte an meinen Kräften gezehrt. Ich sagte mir: „Das war nun aber wirklich dein letzter Übersetzerdienst.“ Indessen gaben mich diese zwei Erzählungen Musils nicht frei. Acht Jahre später, im Jahre 1995, mußte ich erkennen, daß ich wegen der vor mir liegenden Korrekturfahnen der zwei Erzählungen einen harten Kampf mit mir durchstand. In Japan ist es üblich, Korrekturen, Streichungen und Ergänzungen mit einem Rotstift vorzunehmen. Beim Durchlesen der Korrekturfahnen mußte ich feststellen, daß jede Seite von roten Zeichen überquoll. Ein kleiner Verlag in Kyōto entschloß sich, die *Gesammelten Werke Musils* herauszugeben und nahm die zwei von mir übersetzten Erzählungen in diese Ausgabe auf. Als ich davon hörte, war ich bereits an die sechzig Jahre alt und hatte gerade eine schwere Krankheit hinter mir. Meine Energiereserven reichten nicht mehr aus, um mich mit den abenteuerlichen Romanen eines Genies in den Dreißigern zu beschäftigen.

Wiederholt sich jetzt alles noch einmal?

Nun, in bezug auf das Übersetztwerden sind meine Betrachtungen noch allzu ungenügend. Die Erfahrungen des Übersetztwerdens als solche sind in mir noch nicht genug gereift. Der Grund liegt darin, daß ich mich beim Lesen der Übersetzung meiner eigenen Werke nach wie vor auf der übersetzenden Seite befinde. Da ich überall die Mühen des Übersetzers spüre, komme ich mit dem Lesen nur langsam voran. Eine Erleichterung nach der anderen bei jeder Krise, die der Übersetzer überwunden hat, aber ebenso eine fortgesetzte Furcht. Es ist auch sehr hart, eine Übersetzung der eigenen Werke zu lesen. Ich frage mich dabei: Wer bin ich eigentlich? Kein Zweifel, ich bin der Autor. Der Text ist mein eigenes Werk. Aber ...

Bis jetzt habe ich es nämlich noch nicht über mich gebracht, eine Übersetzung mit dem betreffenden Text aus meinem eigenen Werk zu vergleichen. Ich behaupte nicht, daß der vom Übersetzer bearbeitete Text in mir ins Schwanken gerät, aber er kehrt in den Zustand des Möglichen zurück. Dabei entdecke ich mich wieder an einem seltsamen, theoretisch unrealisierbaren Ort des Denkens, der weder einer Fremdsprache noch

der Muttersprache unterliegt. Dort werde ich von der Übersetzung angestrahlt und sehe mich und mein Werk in einem neuen Licht. Versuche ich aber, diese Erkenntnis mit Worten – natürlich auf japanisch – zu ergreifen, findet keine richtige Berührung statt.

Ich frage mich manchmal, was für ein „Text“ wohl entstehen würde, wenn der Autor des Originals die Übersetzung wieder rückübersetzte. Diese Rückübersetzung ist wahrscheinlich unrealisierbar. Wagte man den Versuch, dann wäre es nichts anderes als das Schreiben eines neuen Werkes. Entstehen würde wohl ein vollkommen neues Werk.

Die schwache Selbsterkenntnis, die ich durch das Lesen der Übersetzung meiner Werke gewann, verdeutlichte mir, daß sich meine Werke in einem Zustand der ursprünglichen Möglichkeit befinden, was auch ihr Ausdruck vermittelt, der sich ebenfalls inmitten des Möglichen befindet.

Wenn der Originaltext und seine Übersetzung gegenseitig auf ihre noch nicht verwirklichten Möglichkeiten ihr Licht werfen, so entspricht das meiner Meinung nach einem Schöpfungsprozeß.

Aus dem Japanischen übersetzt von Isolde Asai